

BARBARA NICHTWEISS · MAINZ

NACHWORT ZU ERIK PETERSONS «GARNISONSPFARRER»-PARABEL

«Als im Frühjahr 1915 der Brenner auf Kriegsdauer sein Erscheinen eingestellt hatte, da war es ungewiß, ob er jemals würde wiedererscheinen können. Erstes und schmerzlichstes Opfer des Krieges: Georg Trakl, der Dichter, war tot, die übrige Schar mitwirkender Gefährten durch Einberufungen «gelichtet» und mancher von ihnen, dessen innerlichsten Anspruch auf künftige Bedeutung der Brenner in ein helles Licht gesetzt hatte, ins äußerste Dunkel dieses außenweltlichen Verhängnisses gestellt.» Sieben Männer aus der früheren Schar der Mitarbeiter seien gefallen oder verschollen, erläutert Herausgeber Ludwig Ficker im Vorwort zum ersten Nachkriegsheft seines zeit- und kulturkritischen Innsbrucker Magazins «Der Brenner» im Oktober 1919.¹ Die Zeitschrift war 1910 gegründet worden, nach dem Vorbild des von Karl Kraus seit 1899 in Wien publizierten Satiremagazins «Die Fackel».

Einen neuen Mitarbeiter konnte man in diesem ersten Nachkriegsheft präsentieren: den jungen evangelischen Theologen Erik Peterson, der hier mit der Erzählung «Der Himmel des Garnisonspfarrers» zu seiner ersten namentlich gekennzeichneten Veröffentlichung kam.² Er hatte damit – wenn auch zaudernd – einer Bitte des Brenner-Mitarbeiters Theodor Haecker entsprochen, den er einige Monate zuvor in München kennen gelernt hatte.

Die kurze Parabel Petersons handelt von einem Protest gegen eine Kriegspredigt, ist aber – wie das Entstehungsdatum 1919 zeigt – selbst nicht ein solcher Protest aus der heißen Phase der fast allgemeinen Kriegsbegeisterung, sondern eine Stellungnahme in der zerklüfteten und andauernden Auseinandersetzung, die nach dem Krieg in der protestantischen Welt weitergeführt wurde: «In der Kriegs- und Friedensdiskussion blieb es bei allen Wandlungen im einzelnen bei einer Polarisierung der Standpunkte, quer durch die kirchenpolitisch-theologischen Strömungen.»³

BARBARA NICHTWEISS, geb. 1960, Dr. theol., Ordinariatsrätin im Bistum Mainz, ist Herausgeberin der Ausgewählten Schriften Erik Petersons.

Wenn man Petersons Text heute, nach fast 100 Jahren, wieder liest, macht er im ersten Moment vielleicht einen etwas holzschnitthaften und ungelungenen Eindruck. Man mag das dann der publizistischen Unerfahrenheit des jungen Autors oder einer dem satirischen Genre geschuldeten Überzeichnung zuschreiben. Allerdings ist es im Blick auf die seinerzeit tatsächlich alle Maße überschreitende sakralisierende Kriegsrhetorik («Heiliger Krieg») gar nicht möglich, hier noch zu überzeichnen; viele Redner beschrieben damals «das Erlebnis der Mobilmachung in messianischen Wendungen».⁴ «Im Rückblick ist es schwer nachvollziehbar und in vieler Hinsicht erschreckend, wie intensiv sich selbst bedeutendste Dichter und Denker nationalistischen Kriegsdeutungen hingaben. Sie idealisierten den «Heldentod» als Opfer auf dem «Altar des Vaterlandes», sie beschworen den «Kriegsseggen» der inneren Erneuerung von Volk und Nation, und sie rechtfertigten den Krieg der Nationen als Auseinandersetzung zwischen höher- und minderwertigen geistigen und gesellschaftlichen Prinzipien.»⁵

Außerdem ist Petersons Parabel komplexer als sie zunächst wirkt. Das beginnt schon bei der historischen Tiefenstaffelung (Entstehungsdatum 1919, «Aktendatum» 1916 mit Bezugnahme auf 1914), geht weiter über etliche andere zeitgeschichtliche Anspielungen und endet vor allem in einer Vielzahl von Textsignalen, mit denen eine große Breite biblischer und literarischer Assoziationen aufgerufen werden. Der Text ist also raffinierter angelegt als man zunächst wahrnimmt. Außerdem ist er vielfältig mit den theologischen Aufbrüchen nach dem Ersten Weltkrieg verbunden und weist überdies weit voraus auf Themen, die vom Autor erst viele Jahre später historisch und theologisch in eine gültige Form gebracht wurden. Es versteht sich von selbst, dass mit diesem kurzen Nachwort nur einige Hinweise gegeben werden können und insbesondere die Katastrophe des Ersten Weltkriegs, dessen Beginn sich bald zum 100. Male jährt, hier weder historisch noch geistesgeschichtlich-theologisch dargestellt werden kann.

Historische und biographische Hintergründe

Petersons Erzählung setzt ein mit aktenkundigen Ereignissen des Jahres 1916 in Grodno,⁶ wobei der Garnisonspfarrer in einer Predigt zur Stärkung der sinkenden Truppenmoral an die «Begeisterung in den denkwürdigen Augusttagen 1914» erinnert. Über diesen «Rausch» der Kriegsbegeisterung, der die beteiligten Nationen seinerzeit erfasst hatte, ist viel geschrieben worden,⁷ allerdings waren ihm wohl eher bürgerlich-städtische Kreise und zuvorderst die meisten Intellektuellen Europas (inklusive vieler Theologen) zum Opfer gefallen. In den Arbeitervierteln und auf dem Land stand man der Mobilmachung skeptischer gegenüber. In Petersons Text spiegelt sich

dies in der Verdächtigung des einfachen Soldaten – der in seinem spontanen Zwischenruf ja nur das (5.) Grundgebot «Du sollst nicht töten!» zitiert hatte – als eines «völlig verhetzten, zielbewussten Sozialdemokraten».⁸ Peterson selbst teilte zur Zeit der Abfassung seiner Erzählung im Übrigen den Standpunkt der Unabhängigen Sozialdemokraten.⁹

In jenen «denkwürdigen Augusttagen 1914» freilich war Peterson selbst nicht auf Seiten des Protests zu finden gewesen, sondern erwartete für sein Volk und für sich selbst in den Schützengräben eine Erziehung zu Sachlichkeit, Gehorsam, Ehrfurcht und Treue.¹⁰ Am 6. Oktober 1914, wenige Monate nach Ablegung seiner theologischen Examina, wurde er zum Militärdienst eingezogen, allerdings nicht in die tödlichen Schützengräben, sondern zum Wachdienst an der friedlichen dänischen Grenze. Hier könnte er selbst mit einem Garnisonspfarrer in Berührung gekommen sein, wurde die Zahl der Militargeistlichen in den Kriegsjahren doch rasch vervielfacht.¹¹ Die Kasernenerfahrungen verliefen für den zartbesaiteten jungen Peterson ebenso kurz wie traumatisch. Einzelheiten sind wenige überliefert, jedenfalls wurde er nach einem Selbstmordversuch bereits am 14. Dezember mit der Diagnose «geisteskrank» aus dem Militärdienst wieder entlassen.¹² Er arbeitete dann bis zum Sommer 1915 einige Monate unter Leitung des Göttinger Dogmatikers Carl Stange in der Verwaltung und Seelsorge des Kriegsgefangenenlagers in Göttingen, bevor er sich als Inspektor am Theologischen Stift der Erarbeitung seiner Promotions- und Habilitationsschrift über die antike Akklamations-Formel «Heis Theos» (Ein Gott) widmete. Mit engen Freunden aus der pietistisch geprägten «Deutschen Christlichen Studentenvereinigung» (DCSV), die an der Front kämpften, stand er in brieflichem Kontakt; viele überlebten den Krieg jedoch nicht.

Peterson kam auch durch Zeitungslektüre und allgemein große Belesenheit mit den rhetorisch-theologischen Ausdünstungen seiner Zeit vielfach in Berührung. Es ist ein geschicktes Stilmittel, dass er in seiner Parabel die theologische Kriegsrhetorik weniger der Figur des Garnisonspfarrers zuteilt, sondern sie auf den (Pseudo)-Christus als himmlischem Alter Ego des Garnisonspfarrers überträgt. Der Widerspruch zwischen der Botschaft Jesu und den Kriegspredigten seines irdischen Fußvolkes wird dadurch wirkungsvoll gesteigert, bis hin zum Widerruf der Bergpredigt. In dieser Rede sind Schlagworte und Phrasen damaliger Kriegspredigten komprimiert, aber auch theologische Klimmzüge, die der Vereinbarkeit des eigentlich doch Unvereinbaren dienen sollen. Ein Beispiel dafür findet sich in einer Rede des evangelischen Dogmatikers Karl Heim (1874–1958) auf einer Studentenkonferenz des Jahres 1916.¹³ Karl Heim war in jener Zeit die theologische Leitfigur des pietistisch geprägten Teils der Studentengeneration; auch Peterson blickte in seiner Studienzeit bewundernd zu ihm auf. 1915 war er einige Tage bei Heim in Münster zu Gast, entfremdete sich

ihm alsbald jedoch, was auch mit dem immer stärkeren organisatorischen Engagement der Studentenvereinigung im Kriegsbetrieb (Soldatenheime etc.) zu tun hatte. Heim hatte seiner erwähnten Rede von 1916 ebenfalls einen Bericht über die Verweigerung eines Fahneneides mit nachfolgender Einsperrung, Misshandlung und Tod durch Schwindsucht aus dem Jahr 1891 vorangestellt. Heim war alles andere als ein Kriegstreiber und fand in diesem Vortrag deutliche Worte zur entsetzlichen Grausamkeit gerade des gegenwärtigen Krieges. Er kam jedoch zum Schluss, dass das Phänomen des Krieges Konsequenz der durch den Sündenfall gebrochenen Lebensordnung und als solche notwendig, ja «gottgewollt» sei.¹⁴ Der Krieg gehöre zu den tragischen Lebensgesetzen «dieser Weltzeit». Aufgrund dieser Überlegungen könne der Christ guten Gewissens für die Existenz des Volkes kämpfen. Heim schließt mit einem aufmunternden Lutherzitat, nach dem ein gutes Gewissen «großen Mut und keckes Herz» mache und infolgedessen die Faust desto mächtiger werden lasse.¹⁵ Peterson hat die angebliche Lebensgesetzlichkeit, derzufolge zur Entfaltung des Lebens notwendig Leben getötet werden müsse, konterkariert, wenn er seinen Pseudo-Christus predigen lässt: «Begreife es doch, wenn du essen und trinken willst, so musst du auch töten», und ihm überdies ein Lutherzitat über die Notwendigkeit des «Kriegs- und Schwertamtes» als Autorität in den Mund legt.

Literarische und biblische Bezüge

Peterson hat außer dem «Himmel des Garnisonspfarrers» im Laufe seines Lebens noch zwei weitere Erzählungen veröffentlicht.¹⁶ Allen – wie auch einigen erst posthum veröffentlichten – ist gemeinsam, dass sie im Transitbereich zwischen Erde und Himmel spielen. Die Vorliebe für dieses Genre mag bei Peterson schon früh durch Lektüre der Visionsliteratur des schwedischen «Geistersehers» Emanuel Swedenborg (1688–1772) angeregt worden sein.¹⁷ Die Garnisonspfarrer-Erzählung hat zwei klar voneinander geschiedene Ebenen: zunächst die historischen und aktenkundigen Ereignisse um den Protest des Soldaten und sein trauriges Schicksal, sodann die Verlagerung des Erzählstrangs auf eine (angeblich) himmlische Ebene. Peterson bezeichnet diese Verlagerung als «dichterische Möglichkeit», eine klare Anspielung auf Sören Kierkegaard.¹⁸ Die Verbreitung der Schriften Kierkegaards gehörte zum ausdrücklichen Programm des «Brenner»¹⁹; auch Theodor Haecker hatte sich in diesen Jahren der Übersetzung und Interpretation der Kierkegaard-Werke verschrieben. Peterson selbst kannte Kierkegaard bereits seit Beginn seines Studiums 1910 und folgte ihm als «spiritus rector» schon lange, bevor der Däne in den 1920er Jahren theologisch und philosophisch breit in Mode kam.

Die ins Jenseits verlagerte «dichterische Möglichkeit» wiederum besteht hauptsächlich aus einer langen Rede des (Pseudo)-Christus. Vom Genre her fühlt man sich hier z.B. erinnert an die «Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab», die Jean Paul seinem Roman «Siebenkäs» (1796/97) eingefügt hat. Etliche Signale in Petersons Himmelsszenerie verweisen aber auch deutlich auf die noch bekanntere Parabel «Der Großinquisitor», die Fjodor Dostojewski in seinem Roman «Die Brüder Karamasow» der Figur des atheistischen Iwan in den Mund legt. Hier wird ebenso wie in Petersons Dichtung, wenngleich mit anderer Rollenverteilung, das Versuchungsszenarium von Mt 4, 1–11 evoziert und dabei das Arkanum der Autorität einer Kirche enthüllt, die sich dem Widersacher Jesu verschrieben habe: bei Dostojewski ist es die katholische Kirche des Großinquisitors, bei Peterson die evangelische des Garnisonspfarrers, wobei beide Personen Chiffren für bestimmte Kirchengruppierungen bzw. deren historische Ausformungen sind. Die Aufforderung «Komm, steige mit mir auf diesen Berg» (vgl. Mt 4, 8 vor der dritten und letzten Versuchung: «Wieder nahm der Satan ihn mit sich und führte ihn auf einen sehr hohen Berg») leitet bei Peterson getreu dem Matthäusevangelisten die höchste Steigerung dieser Versuchung ein.

Schließlich ist noch eine weitere biblische bzw. altchristliche Tradition von Peterson verarbeitet worden. Gemäß 2 Kor 11, 14 («auch der Satan tarnt sich als Engel des Lichts») spielte diese Maskierung des Teufels bzw. Lucifers in den vielfältigen Versuchungsgeschichten, die seit den Dämonenkämpfen des Antonius auf seinem Wüstenberg in der antiken Mönchsliteratur (z.B. den Apophthegmata Patrum²⁰) und der asketischen Tradition der folgenden Jahrhunderte entwickelt wurden, eine große Rolle. Eine Auflösung von derlei dämonischem Blendwerk gelingt nur dem, der die Gabe der «diakrisis», der «Unterscheidung der Geister» (1 Kor 12, 10; 1 Joh 4, 10) empfangen und entwickelt hat.²¹

Krisentheologie

Die Fähigkeit zur Unterscheidung der Geister wurde wieder nötig für eine Generation, der das große Integrationsprojekt von christlichem Glauben und bürgerlicher Weltanschauung des 19. Jahrhunderts in hohem Maße verdächtig geworden war. Die vorherrschende (protestantische) Theologie des Wilhelminischen Kaiserreichs, die zu Beginn des Ersten Weltkriegs in den frenetischen Jubel über die allumfassende Vereinigung des Volks über alle sozialen, politischen und konfessionellen Grenzen hinweg eskaliert war, hatte sich im weiteren Kriegsverlauf zur dämonischen Fratze verzerrt, zumindest für große Teile der jüngeren Generation, die langsam erkannte, einer schrecklichen Illusion aufgefressen zu sein. In Erik Petersons zwei-

tem Tagebuch, das leider erst einige Monate vor Kriegsende 1918 einsetzt, ist gut zu beobachten, wie stark nun als gegensätzlich empfunden wurde, was in Vorkriegszeiten noch relativ unproblematisch zusammenzugehören schien: Der Christ steht nun vor der Alternative, sich entweder als Patriot seiner irdischen Heimat oder als «Patriot des Himmelreichs» zu bekennen.²² Zwischen Glauben und Staat klafft ein unüberbrückbarer Hiatus: «Ein so selbstverständlicher Gedanke, dass Gottes Interessen nicht mit den Interessen des preußischen Staats zusammenfallen, ist doch den meisten Menschen [...] nicht verständlich. Sie verstehen nur den wahrhaft heidnischen Satz, dass Gott es mit den besten Kanonen halte.»²³ Zornig registriert Peterson die Schizophrenie seiner Mitchristen, die «sonntags [...] um die christliche Schonung der Feinde» beten, wochentags aber sich «über Ludendorffs robustes Auftreten» freuen.²⁴

Eine Theologie, die auf den beständigen wissenschaftlichen, kulturellen und moralischen Fortschritt als zunehmende Realisierung des Himmels auf Erden baute, war unglaublich geworden: «Ich muss dir gleich jetzt unsere Fortschritte zeigen», sagt Petersons falscher Engel-Christus. «Wir haben die große Kluft, die zwischen Himmel und Erde war, zuschütten lassen.» Freilich mit dem Erfolg, dass nun zwar «alle im Himmel», damit zugleich aber auch alle in der Hölle seien. Statt einer Theologie des Fortschritts ist jetzt eine Theologie der Krise angesagt: «Dieser Krieg ist eine Krise des Protestantismus», hatte Peterson in einem 1918 anonym und ohne sein Wissen veröffentlichten Brief unterstrichen.²⁵ In dieser Situation wurde der von Kierkegaard gegenüber dem verbürgerlichten dänischen Christentum seiner Zeit betonte «Abgrund» bzw. «unendliche qualitative Unterschied» zwischen Mensch und Gott, Zeit und Ewigkeit maßgeblich – nicht nur für Peterson, sondern auch für andere seiner Generation wie vor allem für Karl Barth, der zeitgleich mit der Entwicklung seiner diastatisch-dialektischen Theologie begann.²⁶ Diese Verbindungslinien zur Dialektischen Theologie können hier nur angedeutet werden, ebenso der Umstand, dass die Rede von der «Kluft» oder der «Grenze» zwischen Himmel und Erde zwar fortan zu den Merkmalen von Petersons stets um möglichst scharfe begriffliche Unterscheidungen bemühter Denkweise gehörte, er sich aber von Anfang an auch deutlich von der Art der Verarbeitung des «unendlichen qualitativen Unterschieds» in der Dialektischen Theologie distanzierte.

Politische Theologie

«Der Himmel des Garnisonspfarrers» ist auch ein erstes Fanal der später bahnbrechenden Auseinandersetzung Petersons mit dem Thema «politische Theologie». Sie mündete 1935 im berühmten Essay «Der Monotheismus als

politisches Problem» in die These, dass insbesondere mit der Trinitätslehre «auch grundsätzlich der Bruch mit jeder ‹politischen Theologie› vollzogen [sei], die die christliche Verkündigung zur Rechtfertigung einer politischen Situation missbraucht». ²⁷ Der Monotheismus-Traktat richtete sich mit einer historisch-patristischen Analyse der Entwicklung bis zur Ära Konstantins gegen die sogenannte ‹Reichstheologie› der Nazi-Zeit. Man sieht aber gerade anhand der Erzählung vom ‹Himmel des Garnisonspfarrers›, dass bereits die politische Theologie der Zeit des Ersten Weltkriegs – Kurt Flasch spricht hier von einer ‹Verstaatlichung Gottes› bzw. ‹Theologisierung des Krieges› ²⁸ – Peterson aus nächster Erfahrung reiche und drastische Anschauung für einen solchen Missbrauch der christlichen Verkündigung geliefert hat. Theodor Haecker nahm in seinem Nachwort ‹Ausblick in die Zeit› zum Brenner-Heft 1919 die Grundeinsicht, die dem Monotheismus-Traktat später zugrunde liegen sollte, schon vorweg: ‹Zwischen dem Christentum und der Monarchie einen metaphysischen Zusammenhang urgieren, sind nichts als Reminiszenzen einer nur menschlichen Kirchenpolitik, die aber durch diesen Krieg jeden Sinn verloren hat.› ²⁹

Zeugnis für die Wahrheit

Eine letzte, noch tiefere Interpretationsschicht in Petersons früher Parabel weist weit voraus auf sein 1937 veröffentlichtes Sammelbändchen ‹Zeuge der Wahrheit›. ³⁰ Die Grundstruktur der Garnisonspfarrer-Erzählung gleicht jenen antiken Märtyrerakten, zu denen analog die Evangelienberichte vom Prozess Jesu als des Urzeugen der Wahrheit sowie des Stephanus-Martyriums (Apg 6, 8–81) die Elemente gehören: Verhaftung wegen Störung einer gegenwärtig unbedingt geltenden Ordnung bzw. geistgewirktes Bekenntnis zur Wahrheit vor einem öffentlichen Gericht, Verhängung von Leibesstrafen öffentlichen Rechts über den Zeugen und schließlich Offenbarwerden der höheren, eschatologischen Öffentlichkeit Jesu Christi, der sich zu seinem Wahrheitszeugen bekennt. Dieses letzte Element tritt im ‹Himmel des Garnisonspfarrers› allerdings als höllisches Blendwerk auf, das vom Märtyrer nochmals entlarvt werden muss. Der Märtyrer ist bekanntlich der Prototyp des Heiligen schlechthin. Hier mag eine Äußerung Theodor Haeckers von 1918, die Peterson sicher kannte, inspirierend auf die Garnisonspfarrer-Erzählung eingewirkt haben: ‹Wenn ein ganz einfacher Mensch und Christ, aber ein absoluter Heiliger, von sich aus, nein, nicht von sich aus, sondern vom Geist Gottes angetrieben, etwa in der Kirche vor der Fahnenvereidigung [...] oder vor Fürsten und Generälen sagen würde: dasselbe, was der Papst sagt: dieser Krieg ist eine ehrlose Menschenschlächtereie, [...] da spräche ein Heiliger und hätte sein Amt nur von Gott.› ³¹

Es ist aufschlussreich, die Rollenverschiebung der Märtyrerfigur in Petersons kleiner Erzählung zu verfolgen: Am Anfang steht der konkrete, historisch identifizierbare «Soldat» vor dem irdischen Gericht. Dann sieht dieser sich im «Himmel» zunächst vor den richtenden (Schein)-Christus gestellt; der Leser wird also anfänglich auf eine Gerichtsszenarie analog Mt 25, 31–46 eingestimmt. Der Soldat rückt aber in dem Maße, als die Szene sich in die Versuchungssituation von Mt 4 wandelt, in die Position Jesu gegenüber dem Satan ein. Er wird so zu einem Alter Ego Jesu Christi und übernimmt am Ende auch dessen Worte: «Satan, hebe dich hinweg von mir!» Dabei ist signifikant, dass Peterson hier nicht mehr die individualisierende Bezeichnung «Soldat» weiterführt, sondern formuliert: «Da aber schrie *der Mensch* mit seinem ganzen Leibe [...]». Viele Jahre später hat Peterson den Sinn dieser Ausdrucksweise im erwähnten Märtyrertraktat «Zeuge der Wahrheit» in folgende Worte gefasst: «Wir werden in dem Maße Mensch, als wir uns in unserer Existenz dem Menschensohne nähern. Die höchste Form der Annäherung an den Menschensohn in der Nachfolge ist aber die des Märtyrers. Er realisiert das, was Kierkegaard «die Gleichzeitigkeit mit Christus» genannt hat. Von dem Märtyrer (Heiligen) kann man also sagen, dass er am meisten «Mensch» ist.»³²

ANMERKUNGEN

¹ Ludwig FICKER, *Vorwort zum Wiederbeginn*, in: Der Brenner VI, Heft 1 (1919), 1. – Die Ausgaben des «Brenner» (1910–1954) sind online im Brenner Archiv zugänglich unter: <http://corpus1.aac.ac.at/brenner/>.

² Die Erzählung ist abgedruckt ebd. 62–64. – An dieser Stelle die Lebensdaten Erik Petersons: Geboren 1890 und gestorben 1960 jeweils in Hamburg. 1920–1924 Privatdozent für Kirchengeschichte und Christliche Archäologie an der Evangelisch-Theologischen Fakultät Göttingen, 1924–1929 Professor für Kirchengeschichte und Neues Testament an der Evangelisch-Theologischen Fakultät Bonn, 1930 Konversion zur katholischen Kirche, ab 1937 Dozent bzw. ab 1947 Extraordinarius am Päpstlichen Institut für Christliche Archäologie in Rom; ab 1933 verheiratet mit Matilde Bertini und dann Vater von fünf Kindern. Näheres mit Bibliographie der Werke Petersons und der neueren Sekundärliteratur im Internet unter www.bistum-mainz.de/erik-peterson. Seit 1994 erscheinen veröffentlichte Schriften und Unveröffentlichtes aus dem Nachlass in Turin in der Reihe des Echter Verlags Würzburg: Erik Peterson «Ausgewählte Schriften» (= AS).

³ Kurt MEIER, *Evangelische Kirche und Erster Weltkrieg*, in: Wolfgang MICHALKA (Hg.), *Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse*, München 1994, 691–724, 707.

⁴ Kurt FLASCH, *Die geistige Mobilmachung. Die deutschen Intellektuellen und der Erste Weltkrieg. Ein Versuch*, Berlin 2000, 96. Flasch weist auch auf die Außenseiterrolle sowohl der «Fackel» (Karl Kraus) als auch des «Brenner» bzw. insbesondere Theodor Haeckers hin, die sich der sprachkritischen Zersetzung der Kriegsrhetorik widmeten (264).

⁵ Wolfgang KRUSE, *Der Erste Weltkrieg* (Geschichte kompakt), Darmstadt 2009, 77, hier auch ein Auszug aus dem berüchtigten Aufruf «An die Kulturwelt!», der 1914 von 93 führenden Intellektuellen Deutschlands unterschrieben wurde, darunter etliche evangelische Theologen wie z.B. Adolf von Harnack; katholischerseits unterzeichneten Albert Erhard und Sebastian Merkle, vgl. dazu MEIER, *Evangelische Kirche* (s. Anm. 3), 693; siehe außerdem im selben Band den Beitrag von Heinz HÜRTE, *Die katholische Kirche im Ersten Weltkrieg*, 725–735.

⁶ Grodno, eine früher vorwiegend von Polen und Juden bewohnte Stadt im polnisch-litauisch-russischen Grenzland, war 1915–1919 von deutschen Truppen besetzt. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde sie Weißrussland zugeschlagen (heute: Hrodno). – Bisher ist der Nachweis noch nicht gelungen, ob bzw. bis zu welchem Grade diese Vorkommnisse, deren Akten Peterson 1919 «kürzlich» gelesen haben will, fingiert sind oder nicht; deshalb ist es derzeit auch nicht möglich zu entscheiden, ob z.B. in die von Peterson zitierten Arztgutachten eigenes biografisches Material eingeflossen ist.

⁷ Vgl. z.B. auch das Kapitel «Der Rausch» bei Harald STEFFAHN, *Deutschland: Von Bismarck bis heute*, Stuttgart 1990, 68–74.

⁸ Vgl. auch Theodor HAECKER in seinem Nachwort «Ausblick in die Zeit» in diesem Brennerheft (wie Anm. 1; 72–79): «Die Ersten, die sich gegen die furchtbaren Verbrechen einer verworfenen Staatsgesinnung warfen, waren die Armen, die dem Reich Gottes immer näher stehen – an diesem klaren Satz soll nicht gerüttelt werden! – und ihre Vertreterin, die Sozialdemokratie, der die Welt gehörte, wenn sie nicht atheistisch wäre – aber auch so wird ihr das weder Gott vergessen noch die Menschheit, die nach diesem Krieg mit dem Psalmisten beten wird: *Dissipa, di s s i p a g e n t e s, q u a e b e l l a v o l u n t!*» (77) – Zur Rolle der Sozialdemokratie siehe auch: Walter MÜHLHAUSEN, *Die Sozialdemokratie am Scheideweg – Burgfrieden, Parteikrise und Spaltung im Ersten Weltkrieg*, in: MICHALKA, *Der Erste Weltkrieg* (s. Anm. 3), 649–671.

⁹ Vgl. Tagebucheintrag 17. Mai 1918, in: Erik PETERSON, *Theologie und Theologen, Bd. 2: Briefwechsel mit Karl Barth u.a., Reflexionen und Erinnerungen* (AS 9/2), Würzburg 2009, 56. Die Partei der USPD (Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands) ging 1917 aus einer Gruppe von SPD-Abgeordneten im Reichstag hervor, die sich seit 1914 immer offener gegen die Unterstützung des Ersten Weltkriegs durch die SPD bzw. die Bewilligung von Kriegskrediten ausgesprochen hatte, und forderte eine Rückkehr zu den traditionellen, von Antimilitarismus, Antiimperialismus und Völkerverständigung geprägten sozialdemokratischen Werten (vgl. auch KRUSE, *Der Erste Weltkrieg* [s. Anm. 5], 49). Die USPD spielte bei der Novemberrevolution 1918 und im Berliner Januaraufstand 1919 eine große Rolle.

¹⁰ Vgl. das Fragment eines Redemanuskripts, das wahrscheinlich in jenen ersten Wochen nach der Mobilmachung entstanden ist, in: Erik PETERSON, *Theologie und Theologen* (s. Anm. 9), 23–25.

¹¹ «Die Gesamtzahl erreichte [...] mit 744 preußischen Militärgeistlichen und 39 Marinepfarrern den Höchststand.» MEIER, *Evangelische Kirche* (s. Anm. 3), 715. Viele evangelische Pfarrer hatten sich freiwillig zum Heeresdienst gemeldet und wollten ihre Predigtkunst ausdrücklich zur Unterstützung der kämpfenden Truppen einsetzen; etliche forderten sogar für sich das «Vorrecht» zum Dienst an der Waffe ein (ebd., 715f).

¹² Vgl. Näheres dazu Barbara NICHTWEISS, *Erik Peterson. Neue Sicht auf Leben und Werk*, Freiburg u.a. 1994, 82; mit neueren Quellen auch DIES., *Einleitung* zu AS 9/2 (s. Anm. 9), XXXIII.

¹³ Karl HEIM, *Krieg und Gewissen*, in: DERS., *Glaube und Leben. Gesammelte Aufsätze und Vorträge*, 3. erw. Auflage, Berlin 1928, 260–291.

¹⁴ Vgl. z.B. ebd. 279 und 291.

¹⁵ Vgl. ebd. 291.

¹⁶ *Der Reiche und der Arme* (1950; wieder in: *Marginalien zur Theologie und andere Schriften*, AS 2, Würzburg 1995, 41–43), *Als ich gestorben war* (1957, wieder ebd., 154–157).

¹⁷ So im Blick auf die Garnisonspfarrer-Parabel auch Frithard SCHOLZ, *Zeuge der Wahrheit – ein anderer Kierkegaard*, in: Alfred SCHINDLER, *Monotheismus als politisches Problem. Erik Peterson und die Kritik der politischen Theologie* (Studien zur evangelischen Ethik 14), Gütersloh 1978, 120–148,

125, Anm. 29. Dem Herausgeber gebührt auch der Dank, Petersons Garnisonspfarrer-Parabel zum ersten Mal erneut abgedruckt und damit besser zugänglich gemacht zu haben (227–229).

¹⁸ Vgl. wörtlich in «Entweder–Oder» II, das 1885 in deutscher Übersetzung erschienen war (hier 425f): «Ja, ich kenne Dich, und weiß es, wie gern Du eine dichterische Möglichkeit plötzlich zur Wirklichkeit werden läßt, und Dich dann des weitern darüber verbreitest.»

¹⁹ Im Brennerheft von 1919 ist auch eine Novelle Kierkegaards in der Übersetzung von Christoph Schrepf zu finden, betitelt mit: «Eine Möglichkeit» (47–59).

²⁰ *The Desert Fathers. Sayings of the Early Christian Monks*, translated and with an introduction by Benedicta Ward, London – New York u.a. 2003, 165, Nr. 68: «The devil appeared to a monk disguised as an angel of light [...]».

²¹ Vgl. dazu: Peter GEMEINHARDT, *Antonius – der erste Mönch. Leben – Lehre – Legende*, München 2013, 45–53 und 92.

²² Tagebucheintrag 22. August 1918, AS 9/2 (wie Anm. 9), 80.

²³ Tagebucheintrag 27. Mai 1918, AS 9/2 (wie Anm. 9), 59.

²⁴ Brief an Theodor Haecker, 16. Juni 1918, AS 9/2 (wie Anm. 9), 67.

²⁵ Wieder abgedruckt mit dem Titel «Christenmut» in AS 9/2 (wie Anm. 9), 84–88, Zitat 86 (im Original hervorgehoben).

²⁶ Vgl. Karl BARTH, *Vorwort* zur 2. Auflage bzw. Fassung von «Der Römerbrief» (1922): «Wenn ich ein «System» habe, so besteht es darin, dass ich das, was Kierkegaard den «unendlichen qualitativen Unterschied» von Zeit und Ewigkeit genannt hat, in seiner negativen und positiven Bedeutung möglichst beharrlich im Auge behalte. «Gott ist im Himmel und du auf Erden» [vgl. Pred. 5, 1].» In: *Karl Barth Gesamtausgabe*, Bd. 47, Zürich 2010, 16f.

²⁷ Erik PETERSON, *Monotheismus als politisches Problem* (1935), wieder in: *Theologische Traktate* (Würzburg 1994, AS 1), 32–81, Zitat 59.

²⁸ FLASCH, Die geistige Mobilmachung (s. Anm. 4), 274 und 276.

²⁹ HAECKER, Ausblick in die Zeit (s. Anm. 8 bzw. 1), 76. Es folgt sogleich ein weiterer Erweis von Haeckers prophetischen Qualitäten hinsichtlich der Entwicklung politischer Theologien: «Auch die Kirche lernt ja leicht um; es werden Tage kommen, da sie sich an die Verkündigung machen wird, daß das Christentum die einzige wahre Grundlage der Demokratie sei; wir werden diese Tage noch erleben.»

³⁰ Wieder in: *Theologische Traktate* (s. Anm. 27), 93–131, vgl. dazu auch den kommentierten Auszug in: *IKaZ* 41 (2012), 127–138.

³¹ Theodor HAECKER, *Ein Nachwort* (zu Sören Kierkegaards «Der Begriff des Auserwählten»), Hellaerau 1918, 74f.

³² *Zeuge der Wahrheit*, in: *Theologische Traktate* (s. Anm. 27), 138.